

Predigt

Donnerstagabend im Stadion, das Spiel der Spiele ist vorbei, der SC Freiburg steht im Finale des Europapokals. Das ganze Stadion feiert, auf dem Platz tanzen die Fußballspieler zusammen mit Fans.

Hinter uns zieht ein junger Mann an seiner E-Zigarette. Kurz darauf wird von einem Ordner freundlich ermahnt, dass auf der Tribüne Rauchverbot ist. Recht schnell wird der Raucher ausfällig und geht den Ordner an. Weil ich dem Ordner beistehe und ihn verteidige, bekomme ich selber viel zu hören.

Der junge Mann, so höre ich heraus, versteht sich als eingefleischter SC-Fan und blickt verächtlich auf alle, die nicht seinen Vorstellungen davon entsprechen: Wer im Stadion Pommes isst statt Bratwurst, Weinschorle trinkt statt Bier, leise mitsingt statt stimmbandschädigend grölt, passt nicht in sein Raster.

Dass die Mannschaft, für die wir uns beide begeistern, seit fünf Minuten den sensationellen Einzug ins Finale geschafft hat, kann man dem Verhalten des jungen Mannes nicht ablesen. Irgendwas passt nicht zusammen: Sein Lippenbekenntnis zum Fußball, die ausgelassene Stimmung im Stadion, sein aggressives Verhalten.

„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt.“ So fordert der Verfasser des 1.

Petrusbriefes seine Leserschaft auf (1 Petrus 3,15-18). Oder anders formuliert:

„Lasst nach außen erkennen, was euch im Innern positiv erfüllt!“

An Fußball mag der biblische Schriftsteller nicht gedacht haben. Sein Blick ging auf frühchristliche Gemeinden, deren Mitglieder mit ihrer Glaubensüberzeugung zuweilen im Gegenwind standen. Sie wollte er ermuntern und bestärken, ihrem Glauben treu zu bleiben und davon zu erzählen, wenn andere etwas wissen wollten.

Das Christentum war von Anfang an missionarisch angelegt: nicht, weil man sich anderen mit dem eigenen Glauben überlegen fühlte; nicht aus einer arroganten Haltung heraus; sondern weil dieser Glaube an Jesus Christus etwas Bestärkendes hatte, neue Dimensionen eröffnete. Und das wollte man nicht egoistisch für sich behalten, sondern andere daran teilhaben lassen.

Doch die Ängste von damals waren vielleicht die gleichen, die heute wieder da sind: Als Christen sind wir wieder in einer gesellschaftlichen Minderheit; die Chance, auf Menschen zu treffen, die Religion belächeln und für Unsinn halten, ist also gestiegen. Über Jahrzehnte oder Jahrhunderte war man in unserer Gegend als Christin oder Christ auf der Seite der Mehrheit – da hat vielleicht niemand was gefragt. Vielen wird nun auch das Risiko bewusst sein, den eigenen Glauben nicht in klare und plausible Worte fassen zu können. Manche greifen zu irgendwelchen frommen Floskeln, die sie selber wohl kaum verstehen, andere meiden das Thema.

Der Struktur nach sind wir dann wie der pöbelnde Mann im Stadion, der ein verzerrtes Bild abgeliefert. Der nach außen nicht zeigen kann, worüber er sich innerlich (hoffentlich) freut.

Wäre ich nicht selber regelmäßig im Stadion: Von ihm hätte ich mich nicht anstecken lassen können mit Fußballbegeisterung. Im Gegenteil: Von ihm hätte ich gelernt, dass man griesgrämig und aggressiv sein muss.

Was können andere von uns Christinnen und Christen lernen? In die Kirche, die gewissermaßen unser Ort der Begeisterung sein könnte, kommen jene Menschen kaum, die mit dem Glauben nichts zu tun haben. Aber wir begegnen ihnen in der eigenen Familie, im Freundeskreis, am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft oder irgendwo völlig zufällig.

Wie werden wir christlich erkennbar? Ich könnte mich durch Priesterkleidung outen. Das mache ich nicht. Mir sind Zufallsgeschichten weitaus lieber. Sie ergeben sich oder ergeben sich nicht. Aber es scheint mir überzeugender, gemäß der Empfehlung des Petrusbriefs zu handeln. Dort heißt es, man solle Rede und Antwort stehen, wenn jemand was wissen will; man solle antworten, wenn man gefragt wird – und nicht mit der Tür ins Haus fallen und jedem ungefragt ein Glaubensgespräch aufzunötigen.

Hoffentlich erleben mich Menschen dann unabhängig vom Beruf als umgänglich und fair und hoffnungsvoll – und nicht, weil das halt zu meinem beruflichen Erwartungsprofil gehört. Wenn sich dann herausstellt, dass beides zusammenpasst, ist das umso besser.

Wie ich schon gesagt habe, war das Christentum von Beginn an missionarisch angelegt – ein Wort, das durch Zwangsmissionierungen über Jahrhunderte hinweg in völligen Verruf geraten ist. Heute gelingt es allmählich, die Mission zu rehabilitieren. Mission ließe sich auch übersetzen mit „Sendung“ oder „Auftrag“. Dieser Auftrag ist geblieben, den eigenen Glauben so zu leben und dadurch nach außen zu zeigen, dass andere sagen können: „Ja, das überzeugt mich, das hat etwas Attraktives.“

Es geht aber nicht um den schnellen und messbaren Erfolg: so und so viele Taufen, Gottesdienstbesucher, Wiedereintritte. Nein, es geht um das, was wir nicht messen können; um das, was wir nicht sehen und mitbekommen. Um das, was in einem anderen Menschen unsichtbar vor sich geht, wenn bei uns die innere Hoffnung und das äußerlich erkennbare Leben zusammenpassen.

Erst wenn wir alle missionarische Absicht gestrichen haben; erst wenn wir nicht mehr auf Erfolge schauen, sondern nur auf das, was uns selber trägt, was uns Hoffnung gibt, was uns zu einem redlichen Leben motiviert: Erst dann sind wir im Wortsinn glaubwürdig.

Und falls dann jemand tatsächlich mal fragt: Formulieren Sie doch mal für sich selber eine Antwort auf die Frage: Welche Hoffnung erfüllt dich? Amen.